

# Bibelarbeit zu Hebr 13,7-17

emkongress „Wer glaubt, bleibt anders.“  
Samstag, 6. 4. 2013

Thomas Söding

Liebe Schwestern und Brüder,

eine katholische Bibelarbeit ist angekündigt, weil ich katholisch bin. Aber ein wenig habe ich den Verdacht, dass der Schrifttext, über den ich heute mit Ihnen nachdenken darf, nicht ganz ohne Hintergedanken ausgesucht worden ist. Gleich zweimal ist vom Gehorsam die Rede, der den Leitern geschuldet ist. Am Anfang stehen diejenigen im Blick (V. 7), die in der Vergangenheit die Gemeinde geleitet haben; am Ende (V. 17) werden diejenigen vor Augen gestellt, sie gegenwärtig leiten. Das klingt so katholisch, dass einzelne Exegeten schon auf die Idee gekommen sind, die Sätze gehörten gar nicht zum originalen Text, sondern seien später von kirchlichen Autoritäten in die Bibel hineingeschmuggelt worden, damit sie noch mehr Macht haben und ihre Untergebenen in Abhängigkeit halten können. Nicht, dass es diese Gefahr nicht gegeben hätte. Aber die Idee, der Hebräerbrief sei verfälscht, ist eine Projektion. In der heutigen Bibelwissenschaft, ob katholisch oder evangelisch, ist das Urteil eindeutig: Die Verse gehören von Anfang an dazu. Der Gehorsam gegenüber denjenigen, die in der Kirche oder Gemeinde (Hebr 2,12; 12,23) etwas zu sagen haben, ist dem Verfasser des Hebräerbriefes ein Anliegen.

Dann ist aber die Frage desto wichtiger: Wer hat denn in der Kirche etwas zu sagen? Wer hat nicht nur Macht und Einfluss, sondern auch Kompetenz und Charisma? Und warum sollen alle, die den Brief an die Hebräer lesen, also auch wir heute, auf diejenigen hören, die früher die Kirche geleitet haben und sie gegenwärtig leiten?

Vielleicht denken Sie, dass die Antwort eines Katholiken klar sein müsste: Petrus und der Papst, die Apostel und die Bischöfe sollen Gehör finden. Und vielleicht denken Sie sich dazu: Wie gut, dass ich nicht katholisch bin. Selbst wenn die Katholiken derzeit einen so sympathischen Papst wie Franziskus haben, und meistens ja auch Bischöfe, die nicht gerade Despoten sind.

Aber wenn Sie so denken, muss ich Sie enttäuschen – gleich doppelt. Erstens: Sie sind aus der Nummer nicht heraus, bloß weil Sie keinen Papst haben. Warum haben die Methodisten denn Bischöfe? Und Bischöfinnen? Und die Baptisten – wer leitet sie? Und wer folgt ihnen?

Zweitens: Ich bin mit der Antwort nicht fertig, weil ich Mitglied einer Kirche bin, für die das Bischofsamt wesentlich und der Bischof von Rom die Nr. 1 ist. Gerade der Rücktritt von Benedikt XVI. hat doch aller Welt gezeigt, wie schwach der Mann auf dem Stuhle Petri ist. Und allein auf sich gestellt, können alle Bischöfe dieser Welt gar nicht bewirken.

Wir alle, Sie und ich, sind am besten beraten, genau in den Text des Hebräerbriefes zu schauen. Er ist ein Monument neutestamentlicher Theologie. Kaum eine andere Schrift ist gedankenreicher, tiefgründiger – und anstrengender. Wer den Brief eigentlich geschrieben hat, wann und wo – niemand weiß es so ganz genau. Aber die Situation, in die hinein der Brief redet, lässt sich ganz gut erkennen. Der Verfasser hat Christenmenschen der zweiten und dritten Generation vor Augen. Eigentlich müssten sie schon weit vorangekommen sein im Glauben, in der Liebe und der Hoffnung. Aber in Wahrheit stehen sie noch ganz am Anfang. Ihr Glaube steckt noch in den Kinderschuhen. Mehr noch: Er hat sich zurückentwickelt: „Der Zeit nach müsstet ihr schon Lehrer sein. Aber ihr habt es wieder nötig, dass euch jemand die Anfangselemente der Worte Gottes lehrt. Ihr seid welche geworden, die Milch brauchen, keine feste Speise“ (Hebr 5,12). Die Bilder des Kongresses machen zwar Geschmack auf mehr: „...weil Gehaltvolles stark macht“. Wer wollte das bezweifeln? Aber hat nicht der Hebräerbrief Recht, wenn er zuerst die Milch der frommen Denkgungsart empfiehlt? Schwarzbrot schmeckt gut; aber die Adressaten brauchen noch Babynahrung. Hat sich viel geändert?

In meiner katholischen Kirche gibt es, Sie wissen das, eine heiße Diskussion über notwendige Reformen. Zu beurteilen, wie es bei den Methodisten und den Baptisten ist, steht mir nicht zu. Aber nach meiner festen Überzeugung durchläuft die katholische Kirche derzeit nicht nur eine Form-, sondern eine Strukturkrise. Und deren Ursachen sind im Kern nicht nur Probleme im Management und beim Bodenpersonal. Die Strukturkrise ist eine Glaubenskrise. Sie haben als Methodisten oder Baptisten eine andere Geschichte und vielleicht auch andere Probleme. Aber als Katholik sage ich: Wo das Christsein – um eine Differenzierung des heiligen Augustinus aufzugreifen – nicht mehr aus Tradition, sondern nur noch aus Entscheidung gelebt wird, stellt sich die Glaubensfrage in ganz neuer Dringlichkeit: Wie nahe kommt mir Gott? Und wie nahe komme ich Gott?

Auf diese Fragen gibt es keine einfachen Antworten. Es hat sie wohl noch nicht gegeben. Aber wenn es so viele Wahlmöglichkeiten gibt, so viele Skandale, so viele Unsicherheit, so viel Abbruch und so wenig Aufbruch, so viel Ungerechtigkeit und so viel Gewalt, auch im Namen Gottes: Warum soll ich dann mein Herz an Gott hängen? Wo kann ich ihn denn erfahren? Mit wem kann ich denn meinen Glauben teilen? An welchen Vorbildern kann ich mich orientieren? Religiöser Analphabetismus breitet sich aus – eines der drängendsten sozialen Probleme in unserer Wohlstandsgesellschaft.

Die Frage, wie nahe Gott den Menschen geht, brennt aber auch schon denen unter den Nägeln, für die der Hebräerbrief ursprünglich gedacht gewesen ist. Was er kritisiert, ist der dunkle Hintergrund seiner klaren Motivationen. „Lasst uns das Bekenntnis der Hoffnung festhalten, ohne zu wanken“, schreibt er denen ins Stammbuch, die wankelmütig geworden sind, und vergisst auch die Begründung nicht: „ ... denn treu ist der, der die Verheißung gibt“ (Hebr 10,23): die Zusage nämlich, dass einmal alles Elend vorbei sein wird und das pure himmlische Glück herrscht. „Lasst uns aufeinander achtgeben, zur Liebe anzuregen und zu guten Werken“ (Hebr 10,24), redet er denen ins Gewissen, die einander aus den Augen verloren haben, weil sie nicht mehr viel miteinander anfangen können. Der Enthusiasmus des Anfangs ist verfallen – vielleicht gar nicht so schlecht. Aber die Mühen der Ebene (Erich Loest) sind groß – ganz gewiss nicht gut. Der nachlassende Gottesdienstbesuch, den der Autor beklagt (Hebr 10,25), ist ein untrügliches Krisensymptom.

Das Hauptproblem ist ein spirituelles. Gott scheint weit weg zu sein. Die Zeit, da Jesus gelebt hat, liegt schon ein wenig zurück; der Jüngste Tag, an dem er wiederkommen wird, ist nicht gleich morgen oder übermorgen. Die heiligen Texte aus der Bibel Israels kann man zwar in Augenschein nehmen – aber haben sie auch die Kraft, hier und heute zu wirken? Die Verheißung ist gewöhnlich geworden, die Gnade unanschaulich, der Weg wird weit, die Kräfte lassen nach. Wie es scheint, spiegeln sich in den Fragen nicht nur menschlich-allzumenschliche Probleme, sondern auch theologische Überzeugungen, die damals *en vogue* gewesen sind. Auch aus anderen frühchristlichen Schriften kann man auf die Attraktivität einer platonischen Ideenlehre schließen, die zwar den Vorteil zu bieten scheint, intellektuell ganz aktuell zu sein, aber den entscheidenden Nachteil hat, Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit, Gott und Mensch nicht von innen heraus miteinander zu verbinden, wie Jesus es getan hat und wie es die österliche Grundbotschaft des Glaubens ist.

Wie soll man in dieser tiefen Glaubenskrise intervenieren? Die Antwort des Hebräerbriefes: nicht durch eine Absenkung des Niveaus, nicht durch Anpassung an den Zeitgeist, auch nicht durch härtere Disziplinarmaßnahmen, sondern durch eine Konzentration auf den Anfang, auf den Ursprung, auf das Original. Aber auch nicht durch eine rückwärtsgewandte Nostalgie, sondern durch eine – damals – ganz moderne, progressive, kultivierte Sprache. Mag sie auch heute schwer verständlich sein – damals hat sie elektrisiert.

Ein kleines Beispiel haben wir gerade gehört. Im Programmheft haben Sie es nicht gefunden, weil es ausgelassen worden ist. Aber es gehört zum Brief dazu. Dass ich Ulrike Schuler gebeten habe, es mit zu lesen, ist nicht so sehr meiner katholischen Konfession als meiner exegetischen Passion geschuldet. Ich mag es in meiner Kirche nicht so gern, wenn die Bibeltex te auseinandergenommen werden – und auch heute habe ich mir die Freiheit genommen, den Lückentext auszufüllen.

„Es ist gut, dass das Herz durch Gnade gefestigt wird“ – so weit konnten Sie mitlesen. Dann geht es aber im Hebräerbrief weiter; „<sup>9</sup>... , nicht durch Speisen, die denen nicht nutzen, die sich nach ihnen richten. <sup>10</sup>Wir haben einen Altar, von dem zu essen die keine Vollmacht haben, die dem Zelt dienen. <sup>11</sup>Denn die Körper der Tiere, deren Blut durch den Hohenpriester für die Sünden ins Heiligtum getragen wurde, werden außerhalb des Lagers verbrannt. <sup>12</sup>Deshalb hat auch Jesus, damit er das Volk durch sein eigenes Blut heilige, außerhalb der Mauern gelitten. <sup>13</sup>So lasst uns herausziehen zu ihm, heraus aus dem Lager, und seine Schmach tragen.“ Dann schließt sich das Motto der Bibelarbeit logisch an. „Wir haben hier keine bleibende Stadt“ (Hebr 13,14).

Das Zwischenstück ist das eigentliche Zentrum. Hier schlägt das theologische Herz des Briefes. Der Passus wimmelt aber nur so von Andeutungen und schweren Begriffen. Von Speisen und Geboten ist die Rede, vom Altar und vom Opfer, vom Hohenpriester und vom Lager des Gottesvolkes Israel bei seiner Wanderung durch die Wüste – aber eben auch von Jesus, von seinem Kreuz, das auf Golgotha stand, vor den Mauern der heiligen Stadt Jerusalem, und von der Erlösung, die er gebracht hat, der Heiligung, nämlich der Verbindung der sündigen Menschen mit Gott, dem Erlöser.

Eines ist ganz klar: Wer aus dem Judentum kommt oder mit dem Judentum eng verbunden ist, kann besonders gut verstehen, was gemeint ist. Die „Speisen“, auf deren Verzicht oder Genuss keine besondere Hoffnung gesetzt werden soll, verweisen auf die Speise- und Reinheitsvorschriften der Tora, die Gott die Ehre geben und Israel von den Völkern unterscheiden sollten. Warum sollen sie nichts nützen? Weil, so die Kritik Jesu, Reinheit und Unreinheit sich nicht im Magen, sondern im Herzen unterscheiden (Mk 7,1-23 parr.) und weil, so Kritik des Apostels Paulus, die Grenze zwischen Juden und Heiden im Heiligen Geist durchlässig geworden ist (vgl. Gal 3,26ff.; vgl. Eph 2,11-21). Warum können diejenigen, die dem alttestamentlichen Offenbarungszelt mit dem Wüstenheiligtum – und dem Tempel von Jerusalem - dienen, nicht zum neuen Altar hinzutreten? Weil Jesus der Ort der Sühne ist, Priester und Opfer, Altar und Tempel zugleich, wie der Hebräerbrief nicht müde wird, zu betonen (Hebr 7-9).

Warum aber gibt es in der Kirche des Hebräerbriefes überhaupt einen Altar? Jetzt hat meine Antwort vielleicht einen katholischen Klang: weil das Alte Testament nicht abgeschafft, sondern für das Neue geöffnet ist und weil der Tempel nicht niedergerissen wird, ohne dass er ganz neu wieder aufgebaut würde. Der Hohepriester, das Heiligtum, der Altar, die Schlachtopfer – für den Hebräerbrief sind sie allesamt nur ein „Schatten des Himmlischen“ (Hebr 8,5) und der „künftigen Güter“ (Hebr 10,1) – aber das doch immerhin. Denn es handelt sich ja um göttliche Institutionen, durch keinen geringeren als Mose angeordnet und in der Tora niedergelegt.

Deshalb gibt es eine merkwürdige Analogie. Das Gesetz schreibt vor, dass die Kadaver der Opfertiere aus Reinheitsgründen vor dem Lager, vor der Stadt entsorgt werden müssen. Die Vorschriften sind strikt (Lev 16,27). Das ist archaisches Denken, das immer noch ganz fest in unserem kulturellen Gedächtnis nistet. Das Böse, das vom Opfertier symbolisiert wird, muss restlos von der Erde verschwinden. Der Autor des Hebräerbriefes kritisiert dieses kultische Zeichen auch gar nicht. Aber er stellt fest: So war es auch mit Jesus. Er, der Reine, ist unrein geworden – nicht weil er sich eines Verbrechens schuldig gemacht hätte, sondern weil er sich an die Stelle der Verbrecher begeben hat. Er, der ganz zu Gott gehört, ist bis ins Letzte zu den Menschen gekommen. Er, das Zentrum der Welt, ist an die Peripherie gegangen. Er hat die Mauer durchbrochen, die das Heilige vom Profanen trennt – aber nicht, wie ihm vorgeworfen wurde, weil er das Heilige hätte profanieren wollen, sondern weil er die Welt geheiligt hat – bis auf den letzten Rest, und gerade deshalb dort, wohin die schäbigen Reste der Opfer gelangen.

Das zu verstehen und zu bejahen ist schwer. Aber das ist die Kreuzestheologie des Hebräerbriefes. Es ist genau die Revolution der Heiligkeit, ohne die wir hier und heute nicht versammelt sein könnten. Wer ein Kreuz um den Hals oder auf der Brust trägt, kann den heißen Atem des Glaubens spüren, den der Hebräerbrief verströmt, weil er die Augen vor dem Kreuz nicht verschließt.

Die Konsequenzen sind klar. Aber sie zu ziehen, ist anspruchsvoll. Erstens: Jesus hat einen ganz speziellen Exodus hinter sich: einen Auszug aus der Welt des Todes, der selbst noch den Kult kontaminiert hat, in das Reich der Freiheit, einen Weg der Befreiung, der aber nicht vom Tod weg, sondern auf den Tod zu und in ihn hinein, ja: durch ihn hindurch führt (Hebr 13,12). Deshalb müssen auch diejenigen, die seinen Namen tragen, aufbrechen: heraus aus dem Jetzt hinein in die Zukunft; heraus aus der Sättigkeit hinein in den Hunger; heraus aus der Ehre hinein in die Schande. „So lasst uns herausziehen zu ihm, heraus aus dem Lager, und seine Schmach tragen“ (Hebr 13,13). Der Weg der Kirche ist dieser Weg zu Jesus, der außerhalb des Lagers gestorben ist. Der Weg, den der Hebräerbrief vorzeichnet, ist ein Weg heraus aus dem Lagerdenken: aus dem Lager der Konfessionen, aus dem Lager des rechten Glaubens und der festen Strukturen, aus dem Lager der guten Moral und der *political correctness*; und es ist ein Weg dahin, wo es weh tut und schmutzig wird. Dieser Weg ist voller Schmach; wer ihn geht, wird verkannt und verspottet; aber er ist der Weg Jesu. Und er hat eine unglaublich gute Verheißung (Hebr 13,14): „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die künftige suchen wir.“ Der Kreuzweg ist ein Weg voller Hoffnung. Er wendet sich nicht von dieser Welt ab, aber jener Welt zu. Er weiß: das Beste kommt noch. Alles was irdisch ist, ist vergänglich, auch die Kirche. Aber das Himmlische ist ewig, auch jetzt schon; das glauben zu können, braucht es die Kirche, so sicher der Weg der Kreuzesnachfolge über sie hinausführt.

Zweitens: Es gibt einen neuen Kult, der keine Opfer, kein Blut, kein unschuldiges Tier mehr benötigt, sondern nur noch den einen braucht: Jesus, den „Anführer und Vollender des Glaubens“ (Hebr 12,2). Dieser Kult ist das „Opfer des Lobes“, das Gott „allezeit dargebracht wird“, die „Frucht der Lippen“ (Hebr 13,15), auch in dieser Kirche. Das Opfer wird Gott „dargebracht“, wie auch die Zürcher Bibel übersetzt: Es ist ein Geschenk; es ist Gottes Geschenk, so loben und danken zu können. Aber es ist und bleibt doch ein Opfer, eine ganz persönliche und ganz gemeinsame Investition: ein Ja, das Gott die Ehre gibt – nicht weil Gott dieses Opfers bedürfte oder nur auf Zuruf reagierte, sondern deshalb, weil er die Menschen auf sich hin geschaffen hat und weil Jesus sie so von der Fixierung auf sich selbst befreit hat, dass sie auf Gott hin sein können, wenn sie nur glauben. Diesen Glauben hat niemand für sich allein. Er muss geteilt werden. Man kann nur in der 1. Person glauben, aber im Singular und im Plural: „Ich glaube“ und „wir glauben“. Man kann auch nicht nur mit Worten und Gedanken, man muss auch mit Werken glauben, tatkräftig, engagiert, solidarisch – nicht um irgendwelche Ansprüche vor Gott zu begründen, sondern um nicht auf halber Strecke stehenzubleiben. „Vergesst nicht, Gutes zu tun und zu teilen; denn solche Opfer gefallen Gott“ (Hebr 13,16). Die „Opfer des Lobes“ verlangen nach den Opfern der Liebe – und wer die Kraft hat, anderen Gutes zu tun, oder das Glück, von anderen Gutes zu erfahren, hat allen Grund, Gott zu loben und zu danken.

Aber wozu braucht man dazu diejenigen, die in der Gemeinde das Sagen haben? Wir stehen wieder ganz am Anfang. Der Hebräerbrief unterscheidet zwischen denen, die in der Vergangenheit, und denen, die in der Gegenwart die Gemeinde leiten, weil der Glaube schon eine Geschichte hat und die Anfangsgründe neu erschlossen werden müssen, damit es weitergehen kann.

Um wen handelt es sich? Die Formulierung ist offen, aber klar. Es handelt sich um Führungspersönlichkeiten mit Leitungskompetenz. Beim Blick zurück treten die Typen langsam vor Augen. Es sind diejenigen, die „euch das Wort Gottes gesagt haben“ (Hebr 13,7), die Gründergestalten, die Missionare, die Apostel, die *dem* Apostel, dem Gesandten Gottes, Jesus (Hebr 3,1), nachgefolgt sind. Nach Hebr 2,3 beginnt die Verkündigung mit Jesus Christus selbst, dem Fleisch gewordenen Wort Gottes (Hebr 1,1f.; 2,14); sie setzt sich fort mit denen, die es als Ohrenzeugen aus seinem eigenen Mund vernommen haben. Sie hat sich nach Gottes Willen durch „Zeichen und Wunder und vielfältige Machttaten und Gaben des Heiligen Geistes“ (Hebr 2,4) verbreitet, so dass sie immer „heute“ (Hebr 1,5; 5,5 –Ps 2,7 / Hebr 3,7.13.15; 4,7 – Ps 95,7) aktuell geworden ist, in der Stunde der Wahrheit, die das Wort Gottes aus dem Munde Jesu selbst gehört und es dann weitergegeben haben. Deshalb ist ihre Lehre eindeutig und nicht vieldeutig (Hebr 13,8); sie ist ureigenen und nicht „fremd“ (Hebr 13,8), weil sie Gott und den Menschen angemessen ist und sie zusammen führt.

Diese Lehre haben die Leiter in Wort und Tat erteilt. Auf ihres Lebens „Ausgang“ soll man schauen: nicht nur auf den missionarischen Erfolg, den sie erzielt haben, sondern auf dieses Leben selbst und seinen *exitus* (wie die Vulgata wortwörtlich übersetzt): Weil Jesus dieses Leben angeführt hat, endet es nicht in einer Sackgasse, sondern findet den Ausweg aus diesem in ein neues, besseres Leben. Bei den Märtyrern wird es am klarsten. Sie haben sich die Kreuzesnachfolge nicht ausgesucht, aber sie haben sie gelebt. Im Glauben an Gott. Diesen Glauben sollen die Leserinnen und Leser des Hebräerbriefes nachahmen: den Glauben, den die ersten Führungspersonlichkeiten nicht selbst gemacht, sondern empfangen haben, den sie aber gelebt haben, so dass man sich an ihnen orientieren kann.

Diejenigen, die jetzt die Gemeinde leiten (Hebr 13,17), stehen in den Fußstapfen derer, die das Fundament gelegt haben. Sie sollen leiten wie sie: aus demselben Glauben heraus und in denselben Glauben hinein wie sie. Ihre Aufgabe ist wichtig. Sie sind vor allem Seelsorger. Wenn man ein Wortspiel liebt: Sie sind *Animateure*. Sie sollen achtgeben, dass die Gläubigen an ihrer Seele (lat. *anima*) keinen Schaden nehmen. Das setzt voraus, dass sie sie voll und ganz anerkennen, besonders die Kleinen und die Schwachen, die Empfindlichen und Verletzlichen, die Verwundeten, Verlorenen und Vermissten. Es ist ihre von Gott selbst übertragene Verantwortung, diese pastorale Aufgabe zu leisten. Deshalb haben sie keine Privilegien, sondern müssen vor Gott Rechenschaft über ihre Arbeit in der Seelsorge ablegen – nicht voller Angst, zu versagen, so dass sie stöhnen müssten, sondern voller Zuversicht, angenommen zu sein, so dass sie sich freuen können. Das ist für die Gläubigen selbst das Beste: keine missmutigen, sondern mutige Menschen an ihrer Spitze zu haben, die ihnen das Wort verkünden: kein Kauderwelsch, sondern Klartext, kein Fachchinesisch, sondern Muttersprache (Hebr 13,8).

Warum aber bedarf es überhaupt dieser Gemeindeleiter? Man kann viele soziologische Gründe nennen: weil eine größer werdende Gruppe eine Organisation braucht; weil weite Zeiträume nur dann überbrückt werden können, wenn die Nachhaltigkeit der Verkündigung, der Diakonie und der Liturgie gesichert ist; weil sich in jeder Gruppe Verantwortlichkeiten unterschiedlich verteilen. Keinen dieser Gründe braucht man zu verachten. Aber im Kern ist es Jesus Christus selbst, der den Grund liefert. Gottes Wort kann man sich nicht selbst sagen. Es muss einem gesagt werden. Man muss es hören und verstehen, um es dann weitersagen zu können. Wie kann das anders geschehen als durch Mund-zu-Mund-Propaganda und dadurch, dass eine Hand in die andere greift? Warum hat Jesus denn Menschen in seine Nachfolge gerufen, das Evangelium zu verkünden? Wie soll man denn das Evangelium nach Ostern anders kennenlernen als durch das Zeugnis derer, die Augen-und Ohrenzeugen gewesen sind und ihr Wissen nicht für sich behalten, sondern weitergegeben haben?

Diese Geschichte der Überlieferung ist nicht abgerissen, schreibt der Autor des Hebräerbriefes, weil Gott treu ist und seine Verheißung nicht revidiert. Ist das heute etwa anders? Gewiss: Die Überlieferung ist keine Garantie für lebendigen Glauben. Deshalb gibt der Hebräerbrief ja die Parole aus: Back to the roots. Aber die Kirchenreform, die er anstößt, führt zum Auszug aus der Welt des schönen Scheins, nicht aus der „Stadt des lebendigen Gottes“ (Hebr 12,22). Die „Leitung“, die übertragen wird, ist eine Einführung in das Christentum, eine Reisebegleitung in die Welt des Glaubens, eine Anleitung zum Glücklichen. Eine solche Leitung brauchen alle, die nicht im eigenen Saft schmoren, sondern neue Horizonte der Gotteserfahrung entdecken wollen.

Deshalb verdienen diejenigen Anerkennung, die einst und jetzt die Leitung der Kirche übernommen haben. Der Brief formuliert konventionell, aber präzise. Man soll derer „gedenken“ (Hebr 13,7), die am Anfang diese Aufgabe übernommen haben. Dieses Gedenken ist eine lebendige Erinnerung, eine Vergegenwärtigung. Der Verfasser des Briefes trägt selbst dazu bei, indem er die Grundlagen des Glaubens neu erschließt. Gedenkgottesdienste abzuhalten und Grabmäler zu errichten, ist zu wenig. Nur die rechte Lehre zu konservieren, ist ebenso unzureichend. Die entscheidende Beziehungsebene ist spirituell: Es ist das lebendige Wort Gottes, das den Anfang gemacht und die Geschichte geschrieben hat. Genau hinhören und hinschauen soll man: auf die Worte und das Leben, auf den Eingang und den Ausgang, vor allem auf den Glauben. Ihn gilt es nachzuahmen. Die Nachahmung ist keine Kopie, sondern eine kreative Adaption, eine Transformation, eine Aktualisierung und Konkretisierung. Aber, bei allem Fortschrittseifer: Die Nachahmung ist auch eine Anerkennung, dass der Glaube vorgegeben ist, geschenkt, geprägt – und in dieser Form neu angeeignet werden soll. Er ist eine Lebensform, nicht nur ein Ritual, eine Disziplin, eine Doktrin.

Und die gegenwärtigen Leiter? Nach der Zürcher Bibel soll man ihnen „gehören“, also genau auf das achten, was sie sagen, und befolgen, was sie anweisen. Das ist keine falsche Übersetzung. Ich ziehe dennoch die Wiedergabe vor, dass man ihnen Vertrauen schenken soll (Hebr 13,7) – was voraussetzt, dass sie glaubwürdig sind, was wiederum voraussetzt, dass sie selbst diejenigen nachahmen, die ihnen vorangegangen sind, indem sie den Anfang gemacht haben. Dass es schlechte Hirten gibt, ist eine traurige Wahrheit, die hier nicht im Blick steht. Aber dass die Seelsorger nicht arbeiten können, ohne dass ihnen Vertrauen geschenkt wird, ist ebenso wahr. Müssen sie es sich immer erst verdienen? Gibt es nicht auch einen Vertrauensvorschuss – auf den wir alle hoffen, wenn wir eine neue Aufgabe übernehmen? Der Glaube ist eine Sache des Vertrauens. Man kann ihn nicht von einem neutralen Standpunkt aus beweisen. Man kann ihn nur bezeugen. Und muss dann glaubwürdig sein.

Wann ist ein Zeuge, eine Zeugin des Wortes glaubwürdig? Wenn Reden und Tun nicht auseinanderklaffen. Wenn der Erfahrungshintergrund beleuchtet wird, vor dem man spricht und handelt. Wenn die eigenen Gründe, zu glauben, transparent sind. Wenn man vorbildlich lebt – und die eigenen Schwächen nicht versteckt. Wenn man Gott wirken lässt.

Wenn er lenkt, kann man sich fügen – auch denen, die in der Kirche das Sagen haben. Wer nicht bereit ist, sich einzufügen, muss seinen eigenen Verein aufmachen – und dann hoffen, dass andere sich unterordnen. Gut ist das nicht. Besser ist es, eine Leitung zu haben, die Vertrauen verdient. Dass es das gibt in der Gemeinde, und zwar in der Regel, ist die feste Überzeugung, die im Hintergrund der Mahnung steht. Dass die Leiterinnen und Leiter den Gemeindegliedern nicht immer nach dem Munde reden, sondern sie korrigieren, orientieren, motivieren – das ist der eigentliche Grund, aber auch das Ziel der Mahnung. Ohne solche Animateure erlahmt der Glaube.

Liebe Schwestern und Brüder,

die Anführer des Glaubens, die den Grund gelegt haben, indem sie den eigentlichen Anführer, Jesus, in die *pole position* gerückt haben, haben wir alle gemeinsam. Auch diejenigen, die der Hebräerbrief aktuell vor Augen hatte, haben wir gemeinsam – und all diejenigen, die über viele Generationen hinweg den Brief gelesen haben, sei es als Hirten, sei es als Schäfchen.

Und wie steht es heute? Wir alle wissen, dass die Frage des kirchlichen Dienstamtes unsere Konfessionen am meisten trennt. Kann uns der Hebräerbrief helfen, die Gräben zu überbrücken? Ich hätte die Einladung, heute nach Reutlingen zu kommen und über diesen Bibeltext zu sprechen, nicht angenommen, wenn ich davon nicht überzeugt wäre.

Zwei Impulse sind besonders stark. Erstens: Es geht um den Glauben – den wahren, lebendigen, tatkräftigen Glauben, der gelehrt und gefeiert, getan und geteilt wird. Diejenigen, die die Kirchen und Gemeinden leiten, werden am Glauben gemessen – an dem Glauben, den sie empfangen haben und weitergeben. Könnten wir uns auf dieses Kriterium der Anerkennung nicht einigen? Um des Glaubens willen bedarf es der Leitung. Der Dienst ist von Jesus selbst eingesetzt, um der Verkündigung des Wortes Gottes willen. Aber wo er ausgeübt wird, ist Gottes Wort gegenwärtig. Das ist wichtig.

Zweitens: Es bedarf in der Glaubensgemeinschaft derer, die vorangehen und die Richtung weisen. Sind das immer nur die Funktionäre? Ganz gewiss nicht, das würde der Hebräerbrief auch nie und nimmer leugnen. Aber diejenigen, die Leitungsaufgaben haben, sind nicht dazu da, die Interna zu optimieren. Sie müssen nach draußen gehen. Sie müssen die Richtung vorgeben. Ob es die nicht in allen Konfessionen gibt? Und ob man nicht überall auf diese Personen achten soll, damit es vorangeht im Glauben?

Liebe Schwestern und Brüder,

einen Vers habe aus unserem Bibeltext habe ich noch nicht angesprochen. Er ist der zentrale: „Jesus Christus, gestern und heute derselbe und in alle Ewigkeit“ (Hebr 13,8). Das ist ein Glaubensbekenntnis, ein Liebesgeständnis, ein Hoffnungsschimmer. Jesus Christus ist gestern und heute und morgen, er ist in Zeit und Ewigkeit ein und derselbe, weil er, ganz und gar einer von uns, ganz und gar zu Gott gehört. Er hält unsere Zukunft in seinen Händen. In ihm kommt Gott uns unendlich nahe; in ihm kommen wir Gott unendlich nahe. Seinetwegen gilt das Motto dieses Kongresses: „Wer glaubt, bleibt anders“.